

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 22. Oktober 1933.

„Mayfair.“

Das Abenteuer eines Rennpferdes / Von Heinrich Veis.

Schwer tollten die Bogen an und brandeten gegen die Klippen der australischen Südküste. Mühvoll leuchtete der Dampf vorwärts durch immer stärker aufkommenden Sturm. Schlingend tanzte er auf der zerwühlten Flut, Sturzwellen schäumten über das Deck. In tiefenden Dämälern hielten Kapitän und Steuermann Auslug, denn gefährlich drohten die Riffe bei Kap Wilson, ehe zwischen Inseln die Bucht und die Einfahrt in den Hafen von Melbourne erreicht war.

In den Kabinen klammerten sich die Passagiere, die freilich nur in geringer Zahl den kleinen Frachtdampfer benutzten, an Bänke und Tische, um nicht von den schaukelnden Bewegungen des Schiffes durcheinandergewirbelt zu werden. Angstbisse stand in manchen Gesichtern, denn zu weiten Klang über den Köpfen der Zusammenprall riesiger Wellen wie Donnergetöse; eine doppelte Sorge aber lastete auf dem waderen John Barrymore, der von Sidney die Fahrt begonnen hatte mit „Mayfair“, der raffigsten Vollblutstute. „Mayfair“, die nun irgendwo im dunklen Bauch des Schiffes von der Sturmgewalt einhergestoßen wurde, sollte am Rennen um den großen Preis von Melbourne mit guten Siegesaussichten teilnehmen. Dem Gewinn dieses Rennens galt Barrymores letzte Hoffnung, sich einer drückenden Notlage zu entziehen, und „Mayfair“, die er ausgezogen und über den Verlust anderer Güter zurückbehalten hatte, war sein einziges Vermögen. Während das Unternehmen, mühte er von dem Tier, an dem er beinahe wie an einem lieben Menschen hing, Abschied nehmen, wenn nicht gar im Falle eines Schiffbruchs noch schlimmeres Unheil bevorstand.

Es litt John Barrymore nicht mehr in der Kabine, er mußte nach seinem Pferde sehen, das edle, feinnerwige Tier, in dem Wetterstößen mit Zureis und Kosewort beruhigen, in dem er mit der Pflöge während der Überfahrt bezaute Stalljunge es verstand. Torkelnd kämpfte er sich durch den Schiffsang, mit gespreizten Armen gegen die Wände gedrückt, bis er „Mayfair“'s Gefähr erreichte. Der Burke hielt den Kopf der Stute, die unter rollenden Sturmwirbeln hin- und hergestoßen, kaum aufrecht auf den Beinen bleiben konnte. Ihr erschrockenes und angstvolles Gewieher ließ sie wie heißen Rotz in das Brausen und Klirren, aber schon ergriffen die klugen Augen den Herrn, zitternd nahm „Mayfair“ die Liebstofung hin, als Barrymore tätschelnd den schönen Hals entlangstrich, von dem Zutrauen des Tieres, das die Kütern an seinem Rodarmel rief, so gepakt, daß er die ihm selber wie allen auf dem Dampfer drohende Gefahr völlig vergaß. Die Ruhe, die ihn anam, fühlte er auf das Pferd überströmen und war froh und glücklich dieses ohne Worte, nur durch die Berührung und die Gewissheit der Nähe vom Menschen zum Tiere überspringenden Vernehmens.

Im gleichen Augenblick aber geschah das Unheil, ein schmetterndes Krachen durchdrönte den Schiffsrumpf, und dem bestenden Getöse folgte ein Wirrwarr erschütterter Schreie. Trotz aller Vorkehrung war das Schiff auf eine im Wellengicht verborgene, spitze Klippe geraten, die es längsweits aufgerissen hatte. Schon drang Wasser mit armdicken Strahlen in die Kabinenräume, vergebens legte die Arbeit an den Pumpen ein. Der Dampfer neigte sich mit schwerer Schlagseite, in wenigen Sekunden ein seeuntüchtiges Wrack und hilflos dem Brausen des Sturms überliefert. Wohl zeigte sich Land in der Nähe, mit Glück würde es gelingen, die Menschen an Bord auf Rettungsbooten irgendwo an den Strand zu sehen, doch Schiff und Ladung waren verloren.

Während auf Deck die Passagiere und die Besatzung sich drängten, den Platz in den Booten zu erobern, während der Kapitän seine Weisungen in den Sturm hinausrief, erschien auch John Barrymore, die zitternde, erregt schnaubende „Mayfair“ am Jügel führend. Ein erstes Boot, kaum zu Wasser gelassen, schlug um, Köpfe standen wie weiße Bälle im Wellengicht und rudernde Arme kämpften, die nieder-gefallene Schiffstreppe oder das in mäßiger Entfernung auftauchende, zerklüftete Inselnand zu erreichen. Ein zweites Boot, zwar tangend und schlingend, hob sich unverfehrt über Wellenberge, langsam dem Ufer zutauend. Der Kapitän, der die Rettungsmahnahmen überwachte, schrie Barrymore zu, ins Boot zu steigen und das Pferd zurückzulassen. Der Sturm zerfetzte die Worte, sie fanden nicht den Weg in Barrymores zauderndes Vernehmen. „Mayfair“ dem Tod preisgegeben, nimmermehr! Und doch sagte die einfachste Überlegung, daß es unmöglich sei, das Pferd, neben dem Boot schwimmend, bei solcher Sturmeswut am Jügel zu halten, geschweige denn es in dem zerbrechlichen Fahrzeug unterzubringen, und schon Glück genug, das eigene Leben auf sicheren Grund zu retten.

Barrymore aber war ein Hartschädel, das Pferd galt ihm nicht letzter Besitz allein, sondern ein lebendiger Freund, den in der Not zu verlassen, eine Schande gewesen wäre. Und während das Deck sich leerte, das Wasser schon bedrohlich um den Schiffstrand schäumte, stand er noch unbewegt und unerschrocken, der ungeduldrigen, jörnigen Bewegungen des Kapitäns nicht achtend. Die letzten Matrosen wollten über die Keeling Klottern, ein Befehl rief sie zurück, sie kamen, den widerspenstigen Barrymore nötigenfalls mit Gewalt in das Boot zu ziehen. Der schrie noch immer, daß er „Mayfair“ nicht preisgebe; aber kräftige Arme hoben ihn, rissen die Jügel aus seiner Hand, zerrten ihn vorwärts. Noch kämpfend, sah er sich dicht über dem Wasser, das ihn gischend bespritzte, in dem wippenden Boot, kaum wenige Ruder-schläge hatten von dem ankenden Dampfer fortgeführt, als das Wrack sich zur Seite legte, die Schornsteine noch einen Augenblick hoch über der Flut hingen und das schwere Getöse von Holz und Metall wie in einem gewaltigen, wirbelnd sich ausbreitenden Strudel eingezogen wurde.

Ein wilder Jammer zer schnitt John Barrymores Herz, aber sah er, kaum seinem Blick trauend, über den Wellen

„Mayfair“ braunen Kopf, erkannte halb ungläubig, daß auch das Pferd vor dem Untergang des Dampfers den rettenden Sprung in die Flut gewagt. Es strebte dem Boot zu, doch Sturmschläge rissen es zurück. Hestiger noch schien das Unwetter anzurufen, vergebens brüllte Barrymore die Ruderer an, auf Richtung der schwimmenden Stute zuzuhalten. Wellenwirbel verschlugen Pferd und Boot immer weiter auseinander. Eine mächtige Schlagseite bedeckte das kleine Fahrzeug, unter Bogen verankert es, als wolle es in den Grund des Meeres niedertauchen, dann durchnäh wieder hochgetragen, schaute Barrymore in das brodelnde Chaos und gewahrte noch einmal den Pferdekopf, ganz fern treibend einer hügeligen Insel zu. „Mayfair“ hatte wohl die Unmöglichkeit verspürt, den Herrn zu erreichen, nun suchte sie Rettung am nächstliegenden Ufer, dem die Wellengewalt sie entgegenschleuderte. Aber würden die feinen Sprunggelenke nicht an Klippen zerbrechen, würde das Pferd nicht an einsamer Küste angetrieben trotz seines heldenhaften Kampfes verloren sein? Barrymore grub die Stelle, wo er „Mayfair“ zuletzt entdeckt, tief ins Gedächtnis ein und war entschlossen, sollte er lebend dem Sturm entkommen, beschleunigt dem Verbleib des Pferdes nachzuforschen.

Die Schiffbrüchigen landeten mit Mühe auf einer Insel, wo sie einige der früher in Booten Eingeschiffenen wiederfanden. Als der Sturm verlebte, begann es zu dunkeln und über die Geretteten wie über die sturmgepeitschte Natur kam die Ruhe der Erdschöpfung. Aus diesem Grau wuchs der neue Morgen, Regen rieselte nieder. Das Meer lag trüb und bleiern, Nebel beschlug die Sicht, keine Rauchfahne wehte in den Blickkreis. Vergebens spähten Augen durch den Dunst, wartete die schon von Hunger gepeitschte Ungeduld. Und wieder lanten Abendsschatten, breitete sich die unendliche Ode der Nacht über die Verlassenen. Doch in dieser grauschwarzen Finsternis leuchteten Sterne als Hoffungszeichen, nach langen Versuchen gelang es den Schiffbrüchigen, Feuer am Strand zu entzünden, um vorüber-jahrende Schiffe zu Hilfe zu rufen. Am anderen Tage aber erfiel, da die Sonne aus blauem Himmel strahlte, als wolle sie alle Schrecken des Sturmes unter weicher Wärme verhüllen, erschien ein Dampfer am Horizont. Winken und Schreien und Schüsse aus der Pistole des Kapitäns wiesen ihm den Weg, die Insel anzutauern und die Geretteten aus der Haft ihrer Einsamkeit zu erlösen.

Am Abend wurde Melbourne erreicht, zu spät war es für Barrymore, jetzt noch die Suche nach „Mayfair“ aufzunehmen. Und wieder verging eine lange Nacht, die ungeduldige vielleicht, da der Mann sich selbst in Sicherheit wußte, doch um das ungewisse Schicksal des Pferdes bangte, geringe Hoffnung immer wieder von bedrückenden Zweifeln niedrigerissen sah. Schon vor Dunkelheit hatte er wegen eines Küstenfahrzeugs verhandelt, das ihn in frühesten Morgenstunden dem Verbleib „Mayfair“'s sollte nachspüren lassen. Und ehe sich die Sonne aus den Wellen hob, stand er am Kai, kaum das klare Frühlühl erwartend, sein heftiges Drängen trieb den Schiffsführer zu beschleunigter Eile. Das Fahrzeug stieß mit weihumfäumtem Kiel in die blaue See, Barrymore rief in schärfstem Nachdenken die Erinnerung zusammen. Inseln tauchten in den Bild, eine der anderen gleich, felsige Küsten, niederes Gestrüpp, spärliches Gras. Man landete hier und da, durchstöberte Heden und Wälder, Barrymore rief nach „Mayfair“ mit lodendem Zureis. Ver-

gebens. Schon war Mittag vorüber. Und bedrückt dachte Barrymore daran, daß andern Tages das Rennen entschieden würde, auf das er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Das war alles nun vorüber, doch gleichviel, wenn er nur „Mayfair“ wiederfand, sei es auch zu kurzem Abschied, ehe er sie notgezwungen an irgendeinen Fremden verkaufte.

Wieder sprang hügeliges Küstenland in die Sicht. Und auf der Spitze des Hügel, scharf gegen den Himmel gezeichnet, stand die Silhouette eines Pferdes, den Hals wie sehnsüchtig lang gerückt über die Flut. Barrymore stürmte als erster an Land. Das Pferd, seine Stimme vernehmend, sprengte hügelab auf ihn zu. Er schloß um „Mayfair“'s Hals die Arme, es war wie das Wiedersehen zweier lange getrennter Freunde. Hager war die Stute geworden von Anstrengung und Hunger, denn der dürre Küstenstrich bot nur geringe Nahrung. Schrammen und Narben kafften mit frustigem Blut im Rückenfell und an den Beinen, aber unverfehrt waren die feinen Sprunggelenke.

Mit der kostbaren Fracht des geretteten Pferdes landete das Küstenschiff. Barrymore führte „Mayfair“ in den sorglich vorbereiteten Stall und schaffte reichliches Futter. Die halbe Nacht blieb er bei seinem Pferde, denn es schien ihm, er müsse jede Minute der kurzen Zeit, die „Mayfair“ noch sein eigen blieb, ausnützen. Auch dann, als er zur Ruhe ging, fand er keinen Schlaf, und immer wieder wog er die Möglichkeiten ab, durch „Mayfair“'s Start alle die bedrückenden Schwierigkeiten und die nahe Trennung abzuwenden. Doch war es nicht unheimlich und unmenschlich zugleich, dem Pferd nach seinem gefährlichen Abenteuer die schwere Aufgabe des Rennens zuzumuten und es mit ausgerubten, wohlgepflegten Tieren einen aussichtslosen Wettkampf führen zu lassen?

Am Morgen freilich sah „Mayfair“ schon erholt aus und schmeichelnd drängte sie den Kopf an Barrymores Gesicht. Es war ein wahrwühiger Gedanke, doch keine andere Wahl blieb: Gewann „Mayfair“ den Sieg oder wenigstens einen der ersten Plätze, so wurde alles gut, wurde Aufschub zum mindesten für die nächste Zeit. Sonst mußte ungedulmt um Verkauf verhandelt werden, und der Preis würde erheblich sinken, wenn die Stute, die man als Wunderpferd rühmte, die das Vertrauen der Wettlustigen besaß, bei der Entscheidung kläglich veragte. Und wer glaubte wohl an die abenteuerliche Geschichte, die ein schlechtes Abschneiden „Mayfair“'s entschuldigen sollte? Selbst wenn er Zeugen vorbrachte, galt es nicht nur als sorglich vorbereitete List eines betrügerischen Verläufers? Barrymore umschlang „Mayfair“'s schönen, edelgeformten Kopf. „Jetzt geht es um das Letzte, mein Alter“, flüsterte er dem Pferd ins Ohr, „versuchs noch einmal, für dich und für mich. Wenn wir Glück haben, soll dich kein Fremder in seinen Stall führen, mag er bieten, was er will.“ „Mayfair“'s kluge Augen schauten ihn an, und es war, als liege in dem Nicken des Pferdekopfes ein zustimmendes Verstehen.

„Mayfair“ startete am Nachmittag als Favorit des Rennens, obwohl die Rundigen sie mager, schlecht gepflegt und nicht in versprechender Form fanden. Die große Menge der Rennbahnbesucher aber hielt treu zu dem berühmten Namen und wurde auch in ihrem Vertrauen nicht enttäuscht. „Mayfair“, vom Ablauf führend, gewann den Preis, wenn freilich nach härtestem Kampf, und lauter rauschte der Beifall auf, da sich Kunde von dem Abenteuer des Pferdes inzwischen unter den Zuschauern verbreitete. Als nun „Mayfair“, wie ein großer Künstler umjubelt, zur Waage zurückkehrte und stolz erhobenen Kopfes Barrymore wiederseh, wollte das Schnauben aus ihren Kütern dem Herrn gleichsam frohe Bestätigung geben: „Siehst du, ich hab's geschafft, trotz allem! Aber jetzt darf ich für immer bei dir bleiben.“

Die Welt der Frau.

Gretchen oder Brunhilde?

Zwei Frauentypen.

Welche Rolle die Frau im dritten Reich spielen soll, darüber werden heute noch nicht alle sich klar sein. Sicher ist, daß die geistigen und körperlichen Eigenschaften der nordischen Rasse auch für die deutsche Frauenwelt richtunggebend sein müssen. Ausschlußreiche Ausführungen über die nordische Frau macht Herr Reichsminister R. Walther Darré in seinem Buch: „Das Bauerntüm als Lebensquell der nordischen Rasse“, das soeben in 2. durchgezeichneter Auflage erschienen ist. Mit Genehmigung des Verlags J. F. Lehmann, München, bringen wir folgenden Abschnitt aus dem Buche:

Wer die nordische Rasse näher kennt, besonders dort kennen lernen dürfte, wo sie sich noch ihre ursprüngliche Denkungsart erhalten konnte, wird mit dem Verfasser darin übereinstimmen, daß dem nordischen Mann eine hohe Achtung vor der Frau und ihrer Reinheit tiefinnerlich im Blute fließt. Die nordische Frau steht aber auch diese Eigenschaft beim Manne voraus. Sie bewegt sich dementsprechend dem Manne gegenüber mit einer Freiheit, die sie sich bei keiner anderen Rasse erlauben könnte. Die Bewegungsfreiheit der Frau hört in Europa bekanntlich schon in den romanischen Staaten auf. Das echte nordische Mädchen und die echte nordische Frau empfinden es sogar als „herabziehend“, wenn sie von einem rein geschlechtlichen Gesichtspunkt aus eingeschätzt werden und ihre charakteristischen Eigenschaften dabei nicht mindestens eine gleichwertige Beachtung finden. Sie können dann in ihrem inneren Gefühl so unbedingt ablehnend werden, daß sie einen Mann, der sie doch so betrachtet, nicht mehr als „Herrn“ empfinden...

Unter diesen Gesichtspunkten werden die ungeheueren körperlichen Kräfteleistungen, die uns von manchen nordischen Frauen und Jungfrauen überliefert werden, sehr viel verständlicher. Denn ein gesundes Geschlecht, welches einer solchen bewußten Erleichterung unterworfen war, mußte auch auf weiblicher Seite eine gesunde Körperkraft hervorbringen. Es ist eigentlich sehr bedauerlich, daß im heutigen öffentlichen Leben unserer Rasse noch immer die verwahrloste Figur des Gretchens aus dem Haus als das Vorbild einer nordischen Jungfrau gilt. Verfasser möchte sogar beweisen, daß Bildwerke wie die Venus von Milo oder die Knidische Venus einen richtigen Eindruck vermitteln. Viel eher dürfte Michelangelo mit seiner Statue des Morgens in Florenz das Wesen der altnordischen Jungfrau erfasst haben. Sein Frauenkörper zeigt eine wundervolle muskulöse Modellierung und edelste Maße, bleibt aber in der Wirkung doch vollendet weiblich, wenn auch mehr herbedelig, als lieblich. Es gehört aber wohl die Meisterhand eines Michelangelo dazu, um derartige Körper aus dem Marmor herauszuholen. Auf jeden Fall traut man einer solchen Jungfrau schon eher die Kraft einer Brunhilde zu, die mit dem Burgunder-König Gunther in der Hochzeitsnacht Fangball spielt. Doch braucht man sich gar nicht erst in das Gebiet der nordischen Sage zu bemühen, um traustolle Frauengestalten kennen zu lernen. Darin wird man Frauengestalten vor dem geistigen Bild austauschen sehen, deren Leistungsfähigkeit ohne eine gehörige körperliche Kraft und Ausdauer gar nicht denkbar ist.

Die Teutoninnen liebten bei Aquae Sextiae mit Schwertern und Beilen auf Kriechende wie Verfolger ein und zogen den Tod der Knechtschaft vor, ebenso die unter Caracalla gefangenen Germaninnen. Von ungewöhnlicher Leibkraft — Tacitus nennt die Jungfrau Valadae, kräftig, und pares, — gleichgertigt den Jünglingen — und von außerordentlicher Charakterstärke waren die germanischen Jungfrauen. Bei einem Einfall der Germanen in Äthien unter Marc Aurel

Pel-besetzte Mäntel in neuen Formen.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Mantel aus stichelhaarigem Stoff in einem neuen, warmen Rot ohne Kragen mit viden Rollen aus kurzhaarigem, braunem Pelz besetzt. Spitz verlaufende Vasse und angeschnittene Oberärme.

Mitte: Dunkelgrüner Diagonalstoff in neuem Kimonoschnitt ergibt den vornehmen Mantel, welcher mit über Schnur genähten Biesen verziert wird. Der Unterärmel ist weit und wird am Handgelenk durch eine schmale Pelzmanschette zusammengefasst. Dunkelgrauer Persianer wird in der Form der großen Vasse gehalten und schließt hoch am Hals. Dunkelgrüne, große Holzknöpfe.

Rechts: Vornehmer Damenmantel in Schwarz mit schwarzem Pelztragen und den neuen Keulenärmeln. Die schulterverbreiternden Garniturteile verlaufen im Rücken in schmale Bahnen.

fanden sich Leichen bewaffneter Frauen auf dem Schlachtfeld (Die Cassius). Jene gotische Weiber wurden nach dem Bericht des Plinius Vopiscus, in männlichem Anzug sehtend, zu Gefangenen gemacht, viele andere fielen.

Die von manchen neueren Frauenärzten gegen den Frauensport geäußerten Bedenken — wonach der Sport der weiblichen Muskelgestaltung abträglich sei, ja auf den weiblichen Körper schädlich wirken könne — scheinen für die nordische Rasse während ihrer geistlichen Frühzeit noch nicht in Frage gekommen zu sein. Es wäre zu überlegen, ob sich nicht auch auf diesem Gebiet im Laufe der Zeit rasche Unterschiede feststellen lassen.

Der nordischen Rasse ist ursprünglich eine Körperverneinung durchaus fremd gewesen. Erst als im Altertum der von Osten aufsteigenden Rassenkulturen Schönheitsideale der Asie (männliche Lebensweise) eine Sonnenfinkernis der Kultur einleitete, begannen jene Verdrehungen der Sittlichkeitsbegriffe, die schließlich im Körper nur eine Sünde zu sehen gestatteten. Auch bei uns haben sich die Germanen bis ins Mittelalter hinein ihre Freude am Körper nicht nehmen lassen; doch gewannen mit der Zeit offenbar unordentliche Einflüsse die Oberhand, verbannten den Körper aus der Öffentlichkeit, oder leiteten die heitere Körperfreudigkeit unserer Vorfahren in das Gebiet ungermanischer trüber, sinnlicher Geschlechtlichkeit hinüber.

Frauen geben ihren Beruf auf — zu Gunsten des Mannes!

In einer Industriestadt Westdeutschlands wurden vor kurzem in einem großen Fabrikbetriebe 80 junge Fabrikarbeiterinnen entlassen mit der Maßgabe, daß die Direktion an ihrer Stelle die Verlobten dieser Mädchen einstellte, wobei sich die jungen Paare verpflichten mußten, zu heiraten. Diese praktisch angewandte Bevölkerungspolitik legt den Gedanken nahe, wie weit eine solche Methode sich überhaupt im wirtschaftlichen Leben durchführen läßt. Der hier eingeschlagene Weg geht von durchaus gesunden Grundätzen aus. Der normale Zustand des Volkslebens soll wieder hergestellt werden: Der Mann arbeitet im Beruf und die Frau versteht den Haushalt.

Es ist erwiesen, daß von allen berufstätigen Frauen nur ein sehr kleiner Prozentsatz in der Berufsarbeit die Lebensaufgabe sieht und Befriedigung darin findet. Der weitaus größte Teil der arbeitenden Frauen aber übt den Beruf lediglich als Brotverdiener aus, und wenn diesen Mädchen die Möglichkeit geboten wird zu heiraten, so tauschen sie sehr leicht den Herzens der Berufsarbeit gegen die Aufgaben der Hausfrau und Mutter ein. Und das ist eine erfreuliche und gesunde Einstellung.

In verschiedenen Fällen ist nun bereits schon der Versuch unternommen worden, an die Stelle eines berufstätigen Mädchens deren Verlobten, sofern er keine Arbeit hatte, oder Bruder zu setzen. Es ist tatsächlich ein unheilbarer Zustand, wenn ein Mädchen nach wie vor ihrem Beruf ausübt, während der Verlobte vergeblich nach einer Anstellung sucht. Auf diese Weise ist die Eheheilehung meist völlig in Frage gestellt. Denn es ist nicht angängig zu heiraten auf die Anstellung der Frau hin und die Ehe so aufzubauen, daß der Mann dann den Haushalt versteht. Das wäre zwar der einzige Ausweg aber es wäre auch die verkehrte Welt. Nuttige, zielbewusste Mädchen haben sich deshalb schon dafür eingesetzt, ihren beruflichen Posten dem Verlobten zu übergeben, und in vielen Fällen haben sich die Arbeitgeber in verständlicher Erkenntnis der Lage damit einverstanden erklärt. Man soll durchaus nicht behaupten, daß sich die Arbeit eines berufstätigen Mädchens nicht durch den Mann erledigen lasse, weil es eine speziell weibliche Berufsarbeit sei. Dies trifft jedenfalls bei Büro-, Beamten- und Verkäufer-Stellungen durchaus nicht zu. Noch vor 15 und 20 Jahren war es üblich, im Büro einen Stenotypisten zu beschäftigen, nicht eine Stenotypistin. Kontorarbeiten sind ebenfalls für den Mann besser geeignet als für die Frau, und ebenso liegen die Dinge im Verkäuferberuf.

Es gibt Familien, in denen eine Tochter berufstätig ist und auf diese Weise Eltern und vielleicht auch erwachsene kranken Brüder mit erhält. Auch hier ist ein gefundener Austausch das Gegebene. Lieber soll die Tochter daheim bleiben und sich der Wirtschaft widmen und dafür der Bruder

angestellt werden, oder der Vater, falls er noch arbeitsfähig ist. Denn gerade bei dieser Verteilung, wo eine Frau arbeitet und die Familie erhält, während arbeitsfähige Väter, Brüder Verlobte zur Untätigkeit verurteilt daheim sitzen, wirkt sich die ungesunde Ordnung der Dinge auch seelisch aus. Leichter erträgt die Frau die Arbeitslosigkeit, wenn sie weiß, daß an ihrer Stelle Vater, Bruder, Ehemann Arbeit fanden, weil sie selbst immer die Möglichkeit hat, sich im Hause nützlich zu machen.

Wenn sich die bereits angestrebte Regulierung der Arbeitsverteilung in diesem Sinne durchführen ließe, so würden wir bald zu einer allgemeinen Gesundung des Familien- und Staatslebens gelangen.

Wann können wir Minna kündigen?

Rechtsfragen im Haushalt. — Kündigungsgrund bei Hausangestellten. — Ein Zeugnis muß „echt“ sein. — Zahlung von Lohn und Kostgeld.

„Ich glaube, es geht nicht mehr anders, wir müssen Minna kündigen! Ich bin in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihr zufrieden! Gestern hat sie die Kartoffeln eiskalt auf den Tisch gebracht, und vorgestern hat sie die Badewanne überlaufen lassen! Als ich sie daraufhin zur Rede stellte, hat sie mir noch eine dumme Antwort gegeben!“ Bekümmert schüttelt die Hausfrau den Kopf, es paßt ihr gar nicht, die Hausangestellte zu wechseln, und Minna ist ja bis jetzt immer ganz vernünftig gewesen!

Wenn du es nicht anders kannst, dann mußt du Minna kündigen. Da wir heute schon den 17. dieses Monats haben, so kannst du ihr erst zum übernächsten Ersten kündigen, denn die Kündigungsfrist ist immer vierzehn Tage. Eine Kündigung aber vom ersten zum fünfzehnten eines Monats gibt es nicht!

„Ach, das ist mir aber peinlich! Ich wollte Minna eigentlich sofort entlassen, denn ich habe mich über die übergelaufene Badewanne zu sehr geärgert!“

Eine übergelaufene Badewanne und die kalten Kartoffeln sind aber keine Gründe zu einer fristlosen Entlassung. Zur fristlosen Entlassung gehört ein „wichtiger“ Grund, ein wichtiger Grund aber sind keinesfalls solche Kleinigkeiten, auch wenn du dich noch so sehr darüber geärgert hast!

Dann nenne mir doch bitte einmal „wichtige“ Gründe, die zu einer fristlosen Entlassung einer Hausangestellten führen können!

„Wichtige“ Gründe sind zum Beispiel, wenn sich ein Mädchen als perfekte Köchin hat engagieren lassen, und die Hausfrau stellt am nächsten Tag fest, daß das Mädchen noch nie einen Kochlöffel in der Hand gehabt hat. Auch unfittliches Verhalten, ein großer Vertrauensbruch, Diebstahl usw. sind Gründe, die eine fristlose Entlassung rechtfertigen!“

Was versteht man denn unter einem großen Vertrauensbruch?

„Da kann ich dir auch ein Beispiel aus der Praxis nennen. Wir haben ein Kinderfräulein zur Beaufsichtigung der Kinder engagiert. Eines Abends, als wir ausgegangen sind und spät zurückkommen, finden wir die Wohnung ohne Kinderfräulein vor. Die Kinder sind ganz alleine, und nur wie durch ein Wunder ist nichts geschehen. Das Kinderfräulein ist zu einer Freundin gegangen und hat die Kinder alleine gelassen, noch dazu, wo sie wußte, daß wir nicht zu Hause waren!“

Wenn ich also Minna gestern herausgeworfen hätte, dann hätte sie mich sogar beim Gericht verklagen können?

Aber natürlich! Wenn eine fristlose Entlassung ohne Grund vorgekommen ist, so ist die Hausfrau der Hausangestellten zum Schadenersatz verpflichtet, das heißt in erster Linie, sie hat ihr bis zum gesetzlichen Termin der Auflösung des Dienstvertrages Lohn- und Kostgeld zu zahlen. Die Hausangestellte ist wiederum verpflichtet, wenn sie in der Zwischenzeit eine andere Stellung findet, dies der Hausfrau

mitzuteilen, denn wenn sie die andere Stellung angetreten hat, dann braucht die Hausfrau nichts mehr zu zahlen. Etwas anderes ist es, wenn die Hausangestellte mit der fristlosen Entlassung bedingungslos einverstanden ist, dann ist sie nämlich keinen Anspruch auf Weiterzahlung von Lohn und Kostgeld. Allerdings kommt das sehr selten vor!

„Ich werde also Minna nicht fristlos entlassen — zum nächsten Termin werde ich ihr kündigen. Na, und das Zeugnis wird natürlich auch nicht blendend ausfallen!“ Mit dem Zeugnis mußt du dich aber auch in Acht nehmen. Du darfst dem Mädchen nichts hineinschreiben, was für sein weiteres Fortkommen hinderlich sein könnte! Du bist verpflichtet ein echtes Zeugnis auszuschreiben — das ist auch alles! Schließlich will man ja nicht wegen einer angebrannten Suppe einem Mädchen die Möglichkeit nehmen, wo anders eine Stellung zu finden! Allerdings muß sich die Hausfrau in Acht nehmen: sie darf nicht Unwahrheiten in das Zeugnis schreiben. Wenn sie ein unfittliches Mädchen hatte, dann darf nicht im Zeugnis stehen, sie absolut ehrlich sei, denn die nachfolgenden Arbeitgeber können auf Grund des unrichtigen Zeugnisses Schadenersatz verlangen!

Bekümmert schüttelt die Hausfrau den Kopf: „Ach, ist doch schwer, daß man nicht über juristische Kleinigkeiten stolpert! Wenn Minna sich jetzt besser anstellt, wenn die Kartoffeln nicht mehr eiskalt auf den Tisch kommen, wenn das Badewasser nicht mehr überläuft, dann werde ich doch lieber behalten!“

Kleine Frauen-Rundschau.

Ein vierzehnjähriges Schachgenie.

Das Schachspiel haben, ist schon häufig beobachtet worden. Vor kurzem wurden in Paris große Schachturniere veranstaltet, um die weibliche Meisterpielerin dieses Jahres zu finden. Bei diesen Spielen erregte die erst vierzehnjährige Chantal de Silans aus Bern großes Aufsehen, denn es gelang ihr, unter den Siegerinnen in den sehr scharfen Spielen den fünften Platz einzunehmen. In ihrer Gegenwart die Meisterpielerin wurde sie erst nach sehr hartem Widerstand matt gesetzt.

Die Insektenforscherin.

Vor kurzem wurde mitgeteilt, daß eine der führenden Frauen Englands, Evelyn Cheeseman, die die Insektenabteilung des Londoner Zoologischen Gartens verwaltet, auf eine gefährliche Expedition nach Neu-Guinea begangen hat, um neun Monate in der Wildnis nach Insekten zu suchen, die wegen ihrer Seltenheit so kostbar sind, daß ein einziges erbeutetes Exemplar viele hundert Pfund wert ist. Nach diesen Forschungsarbeiten wird Evelyn Cheeseman in Sydney in Australien gehen, um hier ihre Berichte mitzuteilen, aber sie wird dann noch nicht nach London zurückkehren, sondern sich mit dem Dampfer nach den Sandwich-Inseln begeben, denen ihre besondere Liebe gehört. Man wartet in der wissenschaftlichen Welt, daß auch diese sehr gute Ergebnisse haben wird, da der Eifer dieser wissenschaftlich hervorragenden Frau außerordentlich ist.

Weibliche Polizei in China.

In China ist man bei der Modernisierung der Frau weit wieder einen Schritt weitergekommen, denn in Peking werden jetzt weibliche Polizisten ausgebildet. Die Frauen, die sich diesem Beruf widmen wollen, müssen die gleiche Ausbildungskurse durchmachen wie ihre männlichen Kollegen; sie tragen auch die gleiche Uniform und werden mit Karabiner und Patronentaschen ausgerüstet. Die Ausbildungsdauer beträgt ein halbes Jahr. Nach der abschließenden Ausbildung sollen diese Polizeibeamtinnen hauptsächlich in der Fürsorgearbeit für Frauen und Kinder zu tun haben.

Der Jugendfreund

Woran Städte sterben

Es sind nicht Krieg und Feuersbrunst allein.



Auf Erden ist nichts von ewigem Bestand. Ein alter griechischer Weiser hat einmal gesagt: beständig ist nur der Wechsel. Und er hat recht damit, denn es ist ein ewiges Kommen und Gehen in unserer Welt. Menschen, Tiere, Wälder, Reiche, Völkerstämme: einmal im Kreislauf der Jahre ist ihre Uhr abgelaufen. Und so sind auch Städte einmal zum Untergang bestimmt. Pompeji wurde durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuvus von glühender Asche begraben.



Rothenburg weitab vom Schienenstrang liegen und hat aufgehört, sich weiterzuentwickeln. Nun träumt es wie Dornröschen.



In Nordafrika haben die Römer die alten Karthagerstädte auch nach der Zerstörung weiter besiedelt. Mit beispielloser Energie trieben sie Pflanzungen weit in die Wüste hinein und bauten zu ihrer Bewässerung riesige Wasserleitungen (Aquadukte), die zum Teil heute noch stehen. Mit dem Verfall der römischen Macht, verfielen auch die Kolonialstädte, wie Leptis Magna. Und nun war das Volk machtlos gegen die Sandstürme, die alles begruben.



Eines der schönsten deutschen Städtchen ist das wunderbare alte Rothenburg ob der Tauber (d. h. es liegt hoch über dem unter durch das Tal fließenden Fluße Tauber). Rothenburg war einst eine sehr reiche und bedeutende Stadt, und seine stattlichen Häuser, die noch heute von dem alten Glanz zeugen, sind wie aus Märchenbüchern herausgeschnitten. Als die Zeit der Eisenbahnen kam, blieb Rothenburg weitab vom Schienenstrang liegen und hat aufgehört, sich weiterzuentwickeln. Nun träumt es wie Dornröschen.



An der pommerischen Küste, wahrscheinlich am Strande der Insel Usedom, lag vor Zeiten eine blühende Handelsstadt. Der Sage nach soll die Verschwendungssucht und Gottlosigkeit ihrer Bewohner die Strafe des Himmels herbeigeführt haben: Mineta wurde von den Fluten begraben. Noch heute wollen Schiffer tief auf dem Grunde des Meeres die Zinnen der Häuser schimmern sehen. Sicherlich lebt hier die Erinnerung an eine große Flut fort.



Städte können auch dadurch zugrundegehen, daß ihr Gebiet versumpft und zur Brutstätte von Seuchen wird. Enos im Mündungsgebiet der Marika auf dem Balkan war einmal eine reichbevölkerte Stadt. Heute geht es dem sicheren Untergang entgegen: die Bewohner flüchten vor der schrecklichen Malaria. Es gibt noch manche anderen Gründe, die den Tod der Städte beschleunigen: manche müssen abgetragen werden, weil tief schätze ruhen, die man sonst



Es gibt Küstenstädte, immer weiter vom Meer abgerückt sind. Zu sonderbaren Städten sind die alte griechische Milet, die schon 1000 vor Christus erbaut wurde. Sie lag an der Mündung des Flusses Mäander, ein vielfach gebogener Lauf, dessen Namen gebend der Fluß trägt viel Sand ablagerte. So wurde die Küstenstadt eine Binnenstadt, die völlig verarmte.



unter ihnen reiche Schätze ruhen, die man sonst nicht zu Tage fördern

Die schöne Wohnung

So sollst du dich einrichten!

Mancher Kampf wurde gegen die Art der üblichen Wohnungseinrichtung geführt, vieles ist schon besser geworden. In den Schriften des bekannten Kunstkritikers Ferdinand Avenarius finden wir bemerkenswerte Grundzüge, die wert sind, einmal wieder hervorgehoben zu werden. Wenn heute viele einen eigenen Hausstand gründen, werden zahlreiche darunter sein, die sich über die Frage der Wohnungseinrichtung noch wenig die Köpfe zerbrochen haben, teils aus Mangel an Zeit, teils aus Mangel an Interesse. Ihnen ist es vielleicht erwünscht, einmal mit den Grundzügen eines Mannes bekannt gemacht zu werden, der von der gesamten Frage mehr verstand als der Durchschnitt der Menschen. In kurzen Zügen sollen hier seine Grundzüge wiedergegeben werden, die manchem einleuchten und hoffentlich manchem nützen werden.

Erstens: Richte dich zweckmäßig ein!

Zweckmäßig heißt nach Avenarius vor allem Gesund-heit! Laß Licht und Luft herein, verbanne Lichtdiele, Luftverderber und Staubfänger! Zweckmäßig heißt ferner: praktisch. Scheint dir etwas schön, aber nicht zweckmäßig, so mißtraue dieser Schönheit, es ist keine rechte, es ist nur oberflächliche Gefälligkeit, deren du beim Gebrauch bald satt wirst. Denn im Gewerbe und Kunstgewerbe ist nur das schön, was das Zweckmäßige erfreulich gestaltet. Zweckmäßig heißt alsdann: behaglich. Du mußt dich von deiner Wohnung gleichsam bedient fühlen — als ihr Herr; denn du bist nicht der Wohnung wegen, sondern die Wohnung ist deiner wegen da!

Zweitens: Zeige in deiner Wohnung deinen Geist!

Die Wohnung soll dem Menschen, der darin wohnt, angemessen sein. Man kann sich auf die Dauer nicht heimisch fühlen, wenn ein anderer die Wohnung eingerichtet hat, wenn es nicht nach den eigenen Angaben geschieht ist. Daraus folgt: du darfst deine Wohnung nicht etwa in Bauisch und Bogen, zu so und so viel Mark im Laden bestellen oder fertig laufen, du mußt dich selbst um sie kümmern, Stück um Stück. Andernfalls lebst du wie ein Fremder bei dem Fremden, der eigentlich die Wohnung gemacht hat, zu Gast! Durch Bauisch oder Auswahl muß man mitwirken!

Drittens: Richte dich getrost nach deinen Geldmitteln ein.

Schön und häßlich hat mit reich und einfach im Grunde nicht das mindeste zu tun. Es gibt Baukunstwerke, die bei nahe ärmlich sind und des Künstlers Auge und des Bewohners Herz doch innig erfreuen, während mancher Prunkraum im Palast für die Verleumdung und Abstoßung ist. Eine Kammerherrn-Uniform ist an und für sich nichts Schönes, wer sie aber mit wenigem Gelde nachmacht, der macht eine Dienerklosette mit ansehnlichem Gold daraus, während er doch seinen Bürgerrock aufrechten Ganges tragen könnte!

Viertens: Vermeide alle Imitationen!

Sie sind zu vermeiden, weil man sie verachten muß, wenn sie lügen. Also: keine Möbel aus Kiefernholz, die „wie Eiche“ bemalt sind! Kiefer, die sich mit ihrer kraftvollen Aderung als Kiefer gibt, ist ungleich schöner als eichenholzartig bemalte. Gegen eine schöne Beizung oder Politur, die die Aderung vielleicht gerade zur Geltung bringt, ist nichts einzuwenden, sehr oft auch nichts gegen Anstrich, wenn er nur nichts imitiert, nicht etwas vortäuschen soll, was nicht

ist! Jedes Material, jede Technik kann Schönes geben, jedes in seiner Art, aber niemals, wenn sie dem Auge etwas vortäuschen will.

Fünftens: Gib deiner Wohnung Leben!

Jedes Ding muß durch seine Entscheidung dem Auge sagen, was es bedeutet. Stühle, auf denen man unbequem sitzt, sind keine Stühle. Die Form muß dem Material entsprechen. Ein Porzellantischchen etwa, das wie Flechtwerk wirkt, ist ein Un Ding.

Sechstens: Du sollst nicht pimpeln!

Das Wort Pimpeln entstammt dem jächischen Sprachschatz und heißt, auf die Wohnung angewandt: das Kleinliche, Überflüssige, Zieräthchen und Ornamentchen sind wegzulassen. Vermeide das auch in der Wohnung als einem Ganzen. Tu nicht mehr herein, als nötig ist! Wenige, noch so schlichte, aber sorgfältig gewählte Stücke machen die Wohnung vornehm, ein Hausen noch so netter Sachen, auf deren jeder wieder ein Häufchen noch so netter Säckelchen steht, machen sie lächerlich. Niemals zwei Linien, wo eine gleich gut den Zweck erfüllt, niemals zwei Farben, wo eine genügt. Sind kleine Formen nicht zu vermeiden, so müssen sie zusammengefaßt und zusammen eingeordnet werden ins Ganze.

Siebtens: Fürchte dich nicht vor der Form!

Wähle unverzagt diejenige Form, die das Material und den Zweck am besten ausdrückt. Was die Konstruktion ergibt, ist nicht ohne Not zu verdecken! So gewinnt das kunstgewerbliche Ding logischen Mutein. Verhüllungen bleiben etwas Äußerliches!

Achtens: Fürchte dich nicht vor der Farbe!

Farbe ist eine köstliche Sache! Um ein paar Groschen dapon aus dem richtigen Topf, und oft ist, was eben noch nichtsagend war, anmutig belebt. Freilich aus dem richtigen Topf, es darf zum Beispiel nicht lederfarben bestrichen werden, was nicht ledern aussehen soll. Müssen in den Häusern Türen und Fußböden fast immer bloß weiß oder grau oder braun sein?

Neuntes: Strebe nach Ruhe!

Das lebensvolle Sprechen der Wohnung darf kein Schreien sein. Eine Wohnung, in der jedes Stück auffallen will, gleicht einer Gesellschaft, in der alle zugleich auf dich losreden. Jedes Stück ordne sich zurückhaltend dem Ganzen ein. Die Wohnung soll nur den Hintergrund unseres Daseins geben.

Zehntens: Führe auch freie Kunst in dein Heim!

Was man dauernd offen ausstellt, muß zugleich dekorativ sein, im besten Sinne des Wortes. Es darf nicht auffallen, indem es aus dem Ganzen hervorragt, sondern es muß die Ruhe des Ganzen fördern und sie adeln.

Wenige Kunstwerke, aber solche von jeelischer Schönheit. Kopien wirklicher Meisterwerke, aber keine effektvolle Ware, die nach außen prahlt und innen leer ist.

Befolgt man diese zehn Gebote, und sie sind nicht schwer zu befolgen, so wird man die Freude haben, eine wirklich „künstlerische“ Wohnung sein eigen zu nennen.

Herta Riemann.

übereinstimmend mit den Gardinen und sonstigen Vorhängen in der Küche, schafft einen völlig unauffälligen lauberen Eindruck. Es ist ersichtlich, welche Fülle von Geräten auf diese Weise mühelos hinter einem Stückchen Stoff verschwinden können.

Wenig bekannt ist auch die Bedeckung in der Küche hinter einem Vorhang für eine Wohnung, in der ein Badezimmer fehlt. Ein Durchlauferhitzer, mit dem Gasherd durch einen Meter Gasleitung verbunden, spendet das Wasser zu einem beiseitigen Steh- oder Sitzbad in einer zusammenlegbaren Gummischüssel. Ein Rieselring, der an den Durchlauferhitzer angeschlossen wird und weit genug ist, um den Körper des Badenden zu umschließen, übernimmt die Funktion eines Dusches rings um den Körper herum. Ein Vorhang aus wasserfestem Stoff schafft die nötige Isolierung zur Küche.

Wie behelfsmäßig wären zum Beispiel Wand-Klappbetten, könnte man sie nicht durch hübsche Vorhänge verbergen und neutralisieren. Zwei hintereinander stehende Betten, tagsüber in Seitenrichtung hochgeklappt, markieren sich nur als eine lange Front in Falten gezogener Stoffe. Wohl merkt man die Abzucht, aber in diesem Falle wird man nicht verstimmt, weil Ordnung, freundliche, glättende Ordnung immer noch verhältnismäßig gestimmt hat als das mühsam zu allen Lebenslagen. Aber nicht nur Klappbetten brauchen den schützenden Vorhang, sondern auch die Einraum-Wohnung, die Schlaf- und Wohnzimmer in einem Raum vereint. Eine Kabinwand zwischen dem Teil zum Wohnen und dem zum Schlafen zu setzen, wäre teuer und nicht so brauchbar wie eine Stoffwand, die nach Belieben auch manchmal verschwinden kann. Wählt man die große Fläche dieses Vorhangs aus edlem Material — und schließlich muß man in einem Punkt sich selbst verhältnismäßig — in seiner Übereinstimmung zur Tapete, zum Bodenbelag, kann eine prächtige, einheitliche Wirkung für den Raum gewonnen werden, ein ruhiger Hintergrund, so daß die Luft des Wohnraumes gewahrt ist.

Es bleiben noch zu nennen die vielen kleinen Vorhänge innerhalb der ganzen Wohnung, von dem Schürschrank in der Diele und dem Zeitungshänder, vor dem Spielzeug-Regal mit den vielen kleinen Holzstäbchen, vor der langen Reihe der Wäsche- und Ausbesserungs-Säcke vor der Tür, die allzu hellhörig das Büro im Nebenzimmer abgrenzt, oder zwischen zwei Gesellschaftsräumen, deren Verbindungstür man ausgehängt hat zuliebe der intimeren Wirkung eines schweren weißen Velour-Vorhanges.

Ich baue mir einen Wechselrahmen.



Selbst das eindrucksvollste Bild wird unsere Augen gleichgültig, wenn wir es immer sehen. Deshalb sind Wechselrahmen eine Quelle der Anregung und der Freude, die es möglich machen immer wieder ein anderes Bild an die Wand zu hängen, das man in die Sammelmappe zurücklegt, sobald es an Zugkraft aus einbüßt.

Wechselrahmen sind in einer ansehnlichen Größe ziemlich teuer, kosten zwei Mark, drei Mark, noch mehr. Deshalb und aus der Freude am Schaffen überhaupt machen wir sie uns selber. Da Bilder verschiedener Art, bald farblich bald schwarz-weiß, einmal ein Holzschnitt einmal die Wiedergabe eines Gemäldes, aufgenommen werden sollen, muß die Farbe des Rahmens möglichst neutral sein. Ebenso sind kunstvolle Verzierungen eher ein Nachteil. Am besten geeignet sind völlig flache oder halbrunde Profile. Die Gestäfte der Holzindustrie haben fast durchwegs Leisten dieser Art mit bereits eingestrichenem Rahmen sehr billig vorrätig. Der Rahmen ist die tiefe Kerbe an der Rückseite der Leiste, in der die Glascheibe ruht. Man kann auch vierseitig gehobelte Leisten — nach Metern berechnet — aus Kiefern, Eichen oder Erlenholz, die es in den verschiedensten Breiten gibt, kaufen. Jeder Tischler frägt gern und jagdgemäß den Rahmenfall ein. Er wird uns auch die Leisten „auf Gehrung“, das heißt so schneiden, daß die Rahmenenden winkelförmig zusammenpassen. Dann besorgt man sich beim Eisenhändler, ebenfalls für ein paar Pfennige, sogenannte Wechselrahmenklammern, die dazu dienen, das Bild mit der dahintergelegten Pappe gegen die Glascheibe zu drücken und dadurch im Rahmen festzuhalten, vergewissernd sich auch, ob man Leim und ganz feine Drahtfiste im Haus hat, damit die Arbeit ungestört vonstatten gehen kann.

Je zwei Rahmenseiten, eine kurze und eine lange, werden an den Enden zusammengeleimt und so lange liegen gelassen, bis der Leim fest geworden ist. Mit ein wenig Seife kann man vermeiden, daß der Leim an der Außenseite des Rahmens hervortritt. Dann werden die beiden Wände zu einem viereckigen Rahmen zusammengeleimt. Da aber die Verleimung allein dem Rahmen noch nicht den nötigen Zusammenhalt gibt, werden an den Ecken vorsichtig mit einem leichten Hammer dünne, ganz kurze Drahtfiste — „Binnen“ — eingeschlagen. Der Rahmen liegt dabei flach auf dem Tisch. Das einfache Gerüst des Rahmens ist erst mal beendet.

Vom Glaser läßt man sich eine dünne Glascheibe schneiden in einer Größe, die dem Innenmaß des Rahmens fastes entspricht. Man kann die fertiggeschchnittene Glascheibe einfach in den Rahmen einlegen, ordentlicher ist es, sie mit schwarzen gummierten Kalisostreifen in den Rahmen einzuflecken. Nun werden mit kurzen Nägeln auf der Rückseite der Leiste die Wechselrahmen-Klammern befestigt, und zwar an den Längsseiten zwei bis drei, an den Schmalseiten ein bis zwei Klammern.

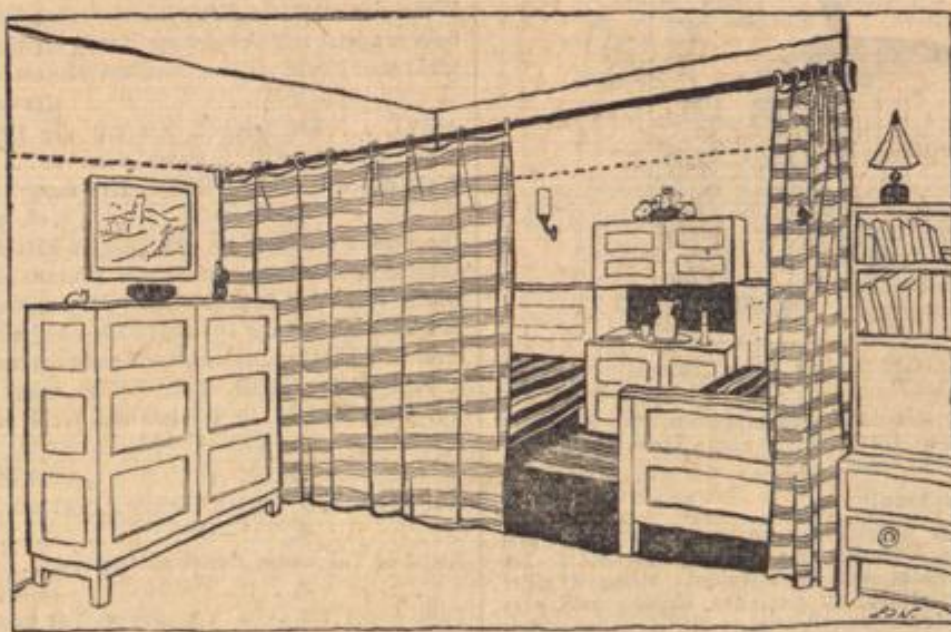
Jetzt fehlt zum fertigen Rahmen nur noch eine Pappe, die hinter das Bild gelegt, es vor Beschädigung und Verschmutzung schützt, und die Aufhängeöse, die man in die Pappe einleimt. Die Pappe wird mit vier kurzen Nägeln an einer der vier Rahmenseiten festgemacht, die übrigen müssen freibleiben, damit ein Hochklappen der Pappe zum Auswechseln der Bilder möglich ist.

Das ist der Werdegang eines Wechselrahmens, der bei Verwendung von zum Beispiel 12 Millimeter breitem Eichenholz in einer Größe von circa 35 mal 45 Zentimeter etwa 90 Pfennige kostet! Wenn der aparte Reiz der Naturholzfarbe nicht genügt, kann den Rahmen farbig beizen lassen.

Richard H. H. H.

Hinter dem Vorhang.

Es ist vielleicht ein bißchen gewagt, das Vorhang-System zu befürworten, läßt sich doch manche Schwäche und Unzorgsamkeit auf diese Weise so schön verhehlen. Diese Gefinnung soll daher gleich zu Beginn entlarvt werden. Ohne also für „Schmuddeldecken“ eintreten zu wollen, muß man das Loblied des Vorhangs für die Wohnung singen, der da trennen, abgrenzen, umschließen, schützen und ordnen kann.



Trotz Raumnot — anmutiges Wohnen. Der Vorhang isoliert die Betten.

Arch. A. Lorenz.

Ohne den ordnenden Sinn der Hausfrau ist die Wohnung mit all ihren schönen Möbeln und Beigaben unvollständig. Man kann selber die praktische Gestaltung und das laubere Gesicht einer Wohnung nicht im Möbelgeschäft kaufen. Mit einem Blick auf ihre Räume überzeugt sich die Hausfrau, was im einzelnen zur Vervollständigung notwendig ist. Und ohne Umschweife sucht sie sich Stoff hervor, öffnet die Nähmaschine und näht der Wohnung ein nützliches Kleid.

Gleich für die Küche findet sie allerlei Arbeit. Es gilt, die Dinge, die weder in den Küchenschrank noch in die

wollstoff, nur auf einen starken Bindfaden gespannt, schließt das Regal ab. Hübsch ist auch die Befestigung hinter einem Vorhang. Die Befestigungsringe sind ja ziemlich teuer. Ein Eckbrett, nicht teurer als zwei Mark, mit zahllosen kleinen Haken versehen, reicht aus, um sämtliche Beisen und Heger eines Haushaltes, das Plätt- und Armelbrett, Möbelpinsel und Bürsten aufzunehmen. Alle diese Gegenstände sind mit dem praktischen Anhänger aus Reifem Draht versehen, der ein viel rascheres Anhängen ermöglicht als der Anhänger aus zusammengedrehtem, unentwirrbaren Bindfaden. Ein bis auf die Erde reichender Vorhang an Hornringen, farbig

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Sonntag, 22. Oktober

1933.

Der Kampf um die goldene Schleife

Roman von Hedda Lindner

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Conchita war schon häufig bei solchen Gelegenheiten auf der Reise als Gardedame aufgetreten. Ihr exotisches Äußere fiel natürlich auf, aber wenn man dann das spanisch-indianische Rauderwelsch hörte, das die beiden miteinander redeten, hieß es „ach so, Ausländer“, und damit war, zumal Deutschland, auch die verrückteste Aufmachung gerechtfertigt.

Der würdevolle Ober, der bei Schaller die Gäste empfing, zuckte bei aller Schulung doch leicht zusammen, als er die beiden Gestalten vor sich sah. Gladys' Teint machte gerade den wenig fleischamen Übergang von der Tropenbräune zu der ursprünglich weißen Hautfarbe durch, er zeigte ein ausgesprochen fahles Gelb, und das grasgrüne Spitzenkleid war trotz seiner Kostbarkeit einfach eine Katastrophe zu dieser Haut. Conchita hatte sich in ein Gewand aus leuchtendem Königsblau gehüllt und fand sich wunderschön; es war ein ganz gutes Kleid von Donna Gladys gewesen und eigentlich noch viel zu schade zum Verschicken.

„Es ist vom „Regina-Palace“ für uns ein Tisch bestellt“, sagte Gladys.

Der Ober verbeugte sich zustimmend und überlegte mit fieberhafter Geschwindigkeit. Er hatte, als der Portier eines ersten Berliner Hotels anrief, selbstverständlich einen sehr guten Tisch bereitgehalten, aber diese beiden Farbflecke konnte er unmöglich an auffällender Stelle placieren. Er sah sich hastig um. Dort hinten, hinter der langen Tafel, die der Generaldirektor Bredede für eine größere Gesellschaft reservieren ließ, stand noch ein kleines Tischchen, für zwei Personen immerhin ausreichend. Dort wurden sie von der Gesellschaft verdeckt, und diese selbst würde genug mit sich selbst beschäftigt sein und nicht sonderlich auf ihre Nachbarschaft achten. Aufatmend führte er Gladys und Conchita an den kleinen Tisch und überließ sie dem herbeieilenden Kellner.

Gladys überblickte prüfend das Lokal. Es waren nur wenige Tage besetzt, sie war absichtlich sehr früh gekommen, um das Terrain ein wenig zu sondieren, ehe . . . Mit ihrem Platz war sie sehr zufrieden, sie konnte den ganzen Raum übersehen und war selbst ziemlich gegen Blicke geschützt — was wollte der Kellner —, ach, richtig, man mußte ja etwas bestellen. Der Kellner stand gleichmütig abwartend vor ihr, aber als sie nun den Seidenschal abwickelte, den sie fest um den Hals geschlungen hatte, ging offenkundiges Erstaunen über sein Gesicht. Alle Achtung, wenn die Perlenkette echt war — und darauf hätte er wetten mögen — dann schleppte diese merkwürdig angezogene Exotin ein schönes Vermögen mit sich herum. Darum war sie auch so unbekümmert trotz dieser wahnsinnigen Aufmachung, wer reich genug ist, kann sich eben alles leisten. Seine Ansicht wurde bestätigt, als das teure Souper, das er vorschlug, nur ein nachlässig zustimmendes Nicken fand. Gelfertig fauste er davon, der kleine Tisch in der Ecke, der sonst nur ungern übernommen wurde, zählte heute ganz gehörig mit.

Gladys hatte tatsächlich kaum mit halbem Ohr auf die Vorschläge des Kellners gehört, das Lokal begann sich zu füllen, und die Eintretenden nahmen ihr ganzes Interesse in Anspruch. Ihre Unruhe stieg, bei jedem Öffnen der Tür tat ihr Herz wieder diesen kleinen schnellen Schlag, immer mehr Leute kamen herein, nur von Thüngerns drahtiger Figur war nichts zu sehen. Gladys biß sich nervös auf die Lippen; sollte sie sich ver- hört haben? Aber nein, sie hatte ganz deutlich ver- standen „morgen abend bei Schaller“.

Das Lokal hatte sich jetzt fast ganz gefüllt. Vor der geschmückten Tafel mit dem Schild „Reserviert“ stand ein großer, etwas corpulenter Herr und verhandelte mit einem äußerst verbindlichen Ober. Gladys konnte von ihrem Platz aus sogar den Namen auf dem Schild er- kennen: „Reserviert für Herrn Dr. Bredede“ stand darauf. Sie stutzte — irgendwie hatte sie diesen Namen schon einmal gehört, Bredede — Bredede —? Den Mann jedenfalls kannte sie nicht, wenn das Herr Bre- dede war. Aber diesen Typ kannte sie, diese energischen Gesichter mit dem kühlen, sachlichen Ausdruck, ihr Vater, John MacCatriel, sah genau so aus, jetzt wenigstens. Früher — es gab ein Bild von ihm aus der Zeit, als Elisabeth Schroeder seine Frau war, ein Amateur- bildchen nur, aber da sah er ganz anders aus, fröhlich, unbeschwert. Jetzt war er immer sehr ernst, ihr guter Pa, und hatte niemals Zeit. Das heißt — nein, für sie hatte er eigentlich immer Zeit gehabt, trotz aller Ge- schäfte, und zu ihr war er auch niemals streng und sach- lich. Sie wußte wohl, warum.

Vor Jahren, in La Paz, da hatte sie durch Zufall ge- hört, wie Großvater ihm halb scherzend Vorwürfe machte, daß er „das Kind“ zu sehr verwöhne. Da hatte Pa gesagt, und seine Stimme war ganz ernst und schwer gewesen: „Ihrem Kinde nach Möglichkeit Kummer und Enttäuschungen fernhalten, das ist doch das einzige, was ich für meine Elisabeth noch tun kann.“ Und Großvater hatte still genickt und nichts mehr gesagt. Gladys kannte es nicht anders, als daß ihr jeder Wunsch sofort erfüllt wurde, selbst als sie allein mit Conchita nach Europa fahren wollte, hatte Pa es erlaubt. Und nun saß sie hier und wartete auf einen fremden Mann, der sie nichts, aber auch gar nichts anging.

Mit einem Male kam ihr das Seltsame dieser ganzen Situation schamvoll zum Bewußtsein, das war, Irrsinn, was sie da tat, sie war einfach verrückt, total verrückt. Sie suchte hastig nach dem Kellner, um zu gehen, da öffnete sich wieder die Tür und die schöne blonde Frau erschien in einem Kleide aus zartem Grün, der große Zobelkragen der etwas dunkler getönten Samtjade gab einen wundervollen Rahmen für das rosige Gesicht mit den schimmernden Haarwellen darüber. Sie war noch viel schöner als gestern in der Reithalle, Gladys empfand es mit einem stechenden Gefühl in der Brust. Unwillkürlich sah sie auf ihr Kleid — wie hart dieses Grün war — zum ersten Male kam ihr eine Ahnung, daß es doch nicht so gleichgültig ist, was man anzieht.

Die Frau ging langsam auf die geschmückte Tafel

„Sie sind alle da, wir können gleich servieren lassen.“ „Gut“, antwortete er mit einem wohlgefälligen Blick auf ihr reizvolle Erscheinung, „es ist alles bereit. Übrigens das Kleid steht dir fabelhaft, alle Hochachtung.“ Die Frau quittierte das Kompliment mit einem lebenswürdigen Lächeln, dann wandte sie sich und ging den Eintretenden entgegen. Es war ein ganzer Schwarm, der jetzt auf einmal hereinkam, und alle begrüßten sich mit vollkommener Unbefangenheit, als ob sie zu Hause wären. Die Kellner standen respektvoll abwartend, die übrigen Tische sahen interessiert zu. Jetzt kamen noch zwei Herren. Ein leises Raunen ging durch das Lokal, und Gladys fühlte, noch ehe sie sah, daß der Mann gekommen war, auf den sie gewartet hatte.

Thüngern ging auf Frau Lilian zu und küßte ihr die Hand, dann begrüßte er Bredede und die übrige Gesellschaft, alles unter den beobachtenden Augen des Saales, denn der berühmte Herrenreiter wurde bald erkannt. Er hatte seinen Platz neben Lilian, Bredede saß ihnen gegenüber und rasch war eine lebhafteste Unterhaltung im Gange, die nicht übermäßig laut, aber auch nicht so leise geführt wurde, daß Gladys vom Nebentisch aus nicht hätte folgen können. Sie erfuhr also, daß die blonde Frau mit dem zuerst gekommenen großen Herrn, der auch der Gastgeber schien, verheiratet war und daß diese kleine Festlichkeit zu Ehren Thüngerns stattfand, um seinen Sieg nochmal zu feiern. Die elegante schwarzhaarige Frau an Thüngerns linker Seite hieß mit Vornamen Molly und schien mit Lilian sehr befreundet, was sie aber nicht hinderte, lebhaft mit Thüngern zu kokettieren. Und ihr Rückenanschnitt ging wirklich bis an die Grenze des Möglichen. Gladys schüttelte leicht den Kopf, sie war nicht prüde, aber das — na, Geschmackssache. So oft es unauffällig geschehen konnte, sah sie Thüngern an, sie nahm mit einer gierigen Eindringlichkeit jeden Zug seines Gesichtes in sich auf, immer noch einem Zwange folgend, ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne das Neue, das seit gestern plötzlich in ihr Leben gekommen war, irgendwie vor sich selbst bezeichnen zu können. Er sah älter aus heute im Abendanzug als gestern im Sattel, sein hageres Gesicht zeigte in der Ruhe einen ernsten, fast finsternen Ausdruck, der aber sofort verschwand, wenn er sprach oder lachte.

Gladys prüfte weiter. Er sah gut aus, der Mann, sie hatte noch nie einen Mann gesehen, der so gut aussah, so männlich und doch, irgendwie war eine Unausgeglichenheit in diesem Gesicht. Jetzt hatte sie es. Der Mund war es. Um den Mund war ein weicher, fast weichlicher Zug, der nicht zu dem herrischen Ausdruck der Augen, nicht zu dem energischen Sinn passen wollte. Gestern, beim Reiten, war dieser Zug nicht dagewesen.

„Wenn Sie in vierzehn Tagen zurück sind, lieber Thüngern, dann müssen Sie sich aber öfter bei uns sehen lassen, Sie haben sich wirklich in der letzten Zeit zu rar gemacht“, sagte Bredede in einem Ton, der viel herzlicher war, als es die gesellschaftliche Höflichkeit erforderte. Aber es war augenscheinlich, daß der große, schwere Mann, der erfolgreiche Geschäftsmann, dessen Name in der gesamten Wirtschaft mit Hochachtung genannt wurde, eine ausgesprochene Vorliebe für den schlanken Aristokraten ihm gegenüber hatte, der schon äußerlich der schärfste Gegensatz zu ihm war. Edelrasse — es war schon was dran, warum die Vorzüge guter Zucht, die man bei Tieren hochhält, beim Menschen leugnen. Vollblut bleibt Vollblut, und Adergaul bleibt Adergaul. Nüchtern ist der Adergaul, aber er würde immer schwerfälliger und plumper werden, wenn man ihm nicht ab und zu das Blut der seiner gezüchteten Rasse zuführte, seine zähe Arbeitskraft mit der Feinnervigkeit und dem Temperament des Blutpferdes mischte. Und vielleicht waren es diese und ähnliche Empfindungen gewesen, die vor fünf Jahren den reichen Großindustriellen Bredede bewogen hatten, die gänzlich mittellose Gräfin Ellingen zur Frau zu nehmen. Und wenn ihm auch heute, nach mehrjähriger Ehe, immer noch das Verständnis für ein so äänzlich auf äußeren

langen Hände mit den unnachahmlich vornehmen Bewegungen, so schien es ihm doch immer wieder wie ein Wunder, daß er, Ernst Bredede, dessen „Wiege“ ein Waschkorb in einer Schlosserwerkstatt in Berlin D. gewesen war, dieses wundervolle Geschöpf seine Frau nennen konnte. Er nickte ihr zu. „Hörst du, Lilian, Herr von Thüngern muß sich öfter bei uns sehen lassen“, wiederholte er und sah in seiner zufrieden angenehmen Stimmung nicht, daß über Thüngerns Gesicht ein gequälter Ausdruck ging und seine höfliche Zustimmung etwas Anstrengendes, Gezwungenes hatte.

Bredede, Bredede — Gladys überlegte. Dieser Name saß irgendwo in ihrer Erinnerung, sie hatte ihn bestimmt schon früher gehört, aber wo —? In Europa? Sie hatte außer mit Hotel- und Reisepersonal kaum mit einem Menschen gesprochen, seit sie in Europa war. Also drüben... Drüben — wieder klang der Name am Nebentisch auf, Ernst Bredede. Hatte nicht Kölling, der langjährige Verwalter und jetzige Pächter von La Paz öfter von seinem Freunde Ernst erzählt? Der eine so fabelhafte technische Begabung hatte und ein großes Tier geworden sein sollte — sogar Dr. Ing. e. h. — während ihn die Abenteuerlust nach drüben verschlug. Er hatte es auch nicht bereut, er stand sich gut auf La Paz. Aber von dem Freund Ernst hatte er gern und häufig gesprochen, sie hatten anfangs noch fleißig Briefe gewechselt und sich dann, wie das immer so geht, allmählich aus den Augen verloren. Ernst...? Hieß der nicht Ernst Bredede?

Am nächsten Tage ging ein ausführliches Kabel an Herrn Kölling, Finca La Paz, Depart. de San Marcos, Guatemala, Central-Amerika.

Lilian Bredede lag auf der Couch in ihrem Ankleidezimmer und gähnte. Sie war ausgesprochen schlechter Laune, das hatte bereits das gesamte Hauspersonal zu fühlen bekommen. „Wenn man bloß wer käme“, sagte die Köchin wütend zum ersten Schöfför, „das Tehehe mit den villen Besuch ist ja och nich scheen, aber wennje sich mopst, is se ganz schlimm.“ Damit hatte sie den Grund von Lilians Verstimmung erkannt, die gnädige Frau langweilte sich fürchterlich und fand sich außerordentlich bellagenswert. Erstens goß es in Strömen, ausfahren machte also keinen Spaß, zweitens hatte die Kosmetikerin telephonierte, daß sie eine Stunde später käme. Unverschämte von der Person, bei den Preisen auch noch warten zu lassen! Natürlich, sie pochte auf ihre Unentbehrlichkeit, denn unentbehrlich war sie. Lilian seufzte. Die Pflege ihrer Schönheit nahm einen sehr großen Teil ihres Tages in Anspruch und kostete eine Menge Geld. Das war ja da — dafür hatte sie auch Herrn Bredede in Kauf nehmen müssen. Sie verzog leicht das Gesicht, aber dann glätteten sich ihre Mienen, so schlimm war es schließlich nicht, sie konnte tun und lassen, was sie wollte; wenn er nur nicht so scheußlich eifersüchtig wäre! Damals mit der Geschichte mit dem Filmschauspieler hatte sie doch richtig Angst bekommen. „Ich gönne dir das Vergnügen, dich feiern zu lassen, und erfülle deine Wünsche, so unsinnig ich sie auch manchmal finde. Aber betrügen lasse ich mich nicht, merke ich das Geringste, bist du für mich erledigt.“ Es würde so sein. Sie kannte ihren Mann genug nach fünfjähriger Ehe, um zu wissen, daß mit ihm nicht zu spaßen war. Und sie hatte alle Flirts doch immer rechtzeitig abgebrochen, sie wollte nicht riskieren, eines schönen Tages im Ellingerschen Damenstift zu landen, diese Gefahr waren die Männer nicht wert.

Bis sie Thüngern traf. Oder richtiger wiedertraf, denn sie hatten sich schon vor Jahren kennen gelernt, als sie ihre Tante Hellern in Wengersdorf besuchte. Da lernte Thüngern praktische Landwirtschaft und sie war doch wohl die erste große Liebe des jungen Menschen gewesen. Sie lächelte in der Erinnerung; ernstgenommen hatte sie den Jungen nicht, er war jünger und ziemlich mittellos, und sie wußte damals schon, daß nur eine reiche Heirat sie vor dem Damenstift retten konnte.

(Fortsetzung folgt).

Als der alte Notar Svenson mit der Altenmappe unter dem Arm in Zylinder und Gehrock die Kungsgatan entlangkam, wußten alle, daß er zu Frau Bang ging, um das Testament aufzusehen. Man wußte es von Karen, dem alten Dienstmädchen der Frau Bang, die vor ein paar Stunden bei dem Notar gewesen war und unterwegs überall die interessante Nachricht verbreitet hatte.

Abgesehen von dem Zylinder und dem Gehrock war an Notar Svenson nichts Feierliches zu entdecken. Im Gegenteil, er sumnte sogar ein flottes Lied vor sich hin. Er hatte aber auch wenig Ursache zur Feierlichkeit. Frau Bang war 80 Jahre alt, schon lange bettlägerig und ohne jegliche Verwandtschaft. Sie hatte also keinen Erben, dabei viel Geld. Das wußte die ganze Stadt, aber sie wußte nicht, wieviel. Doch Notar Svenson, der langjährige Verwalter ihres Vermögens, wußte es. Aber er konnte schweigen. Und wenn man vom Gelde schweigt, dann wächst es.

Der Notar bemerkte, daß vor Frau Bangs Haus Tannenreißig gelegt war. Es geht also zu Ende, dachte er. Er stieg die hohe Treppe mit dem Eisengitter hinauf und öffnete die Haustür.

Doch kaum war er in den Faur getreten, als etwas Schwarzes — das einem Bündel ähnelte — die Treppe heruntergefallen kam, zwischen seinen Beinen landete und fauchend und zischend wie ein Blitz durch die offene Tür verschwand.

Es war ein Kater.

Der Notar sah nach oben und entdeckte ein paar dicke Beine in blauen Strümpfen und darüber einen groben Wollrock. Es war Karen, die dort stand und anscheinend mit dem Kater Fußball gespielt hatte.

Der Notar war ein großer Tierfreund, ja oft zog er die Tiere den Menschen vor. Unter den letzteren stand nach seiner Meinung Karen nicht besonders hoch. Deshalb sah er sie, die jetzt in bedeutend würdevollerem Tempo als der Kater die Treppe herunterkam, streng an.

„Was bedeutet das? Ist das eine Art, ein unvernünftiges Tier zu behandeln? Sie sollten selbst mal so einen Flug probieren!“

„So ein Satan!“ murmelte Karen vor sich hin.

„Reinen Sie mich?“ fragte der Notar.

„Sie? Nein, Judas natürlich. Er hat meinen Kanarienvogel aufgefressen!“

„So, so!“ Die Stimme klang etwas milder. „Na ja, Kape ist Kape! Deshalb brauchen Sie aber das Tier nicht so zu behandeln! Ist Frau Bang wach?“

„Ja! Der Doktor ist gerade bei ihr“, erklärte Karen.

Der Notar warf einen Blick in den Spiegel, hing seinen Zylinder auf und betrat das Zimmer.

Wenigleich Karen außer sich gewesen war, als sie die Federn ihres kleinen gelben Lieblings aus Judas' Nachen heraushängen sah, so hatte sie sich doch so weit beruhigt, daß es ihr möglich war, sich lautlos an die Tür zu schleichen, um etwas von dem Wortlaut des Testaments aufzuschnappen.

Frau Bang hatte ihr zwar schon seit Jahren versprochen, sie sicherzustellen, aber es konnte doch nie schaden, Genaueres festzustellen.

Leider gelang es ihr aber nicht, auch nur eine Zahl aufzuschnappen. Also muß man sich bis nach der Beerdigung gedulden. Und wieder beschritten ihre Gedanken die Pfade der Rache. Judas soll sich nur nicht einbilden, daß es mit dem kleinen Treppenstich erledigt sei. Wenn Frau Bang nicht mehr da war — und das konnte nicht mehr lange dauern —, würde sie schon wissen, was sie mit dem schwarzen Biest tun würde. Und sie genos bereits so ausgiebig ihr Rachegefühl, daß sie darüber fast den toten Vogel vergaß.

Die Beerdigung war nicht weiter imponierend. Nur der Doktor und der Notar nebst Vertretern einiger Wohltätigkeitsvereine, die wußten, daß sie im Testament bedacht waren, gaben Frau Bang das Geleit. Und Karen natürlich. Aber keine Träne wurde an dem Grabe der Frau Bang vergossen. Nicht einmal Karen hatte eine für ihre alte Herrin.

Sie sollte sich aber am nächsten Tage beim Notar einfinden. Im Trauerkleid, wie es sich für eine alte, treue Dienerin ziemt, sah sie dem Notar gegenüber, der aus einer langen Pfeife qualmte und in den Alten blätterte.

Dann sah er über die Brille zu Karen und sagte:

„Sie sind Karen Anderson und waren bei Frau Bang vierundzwanzig Jahre in Diensten?“

Karen nickte und dachte: Das weiß er ja ganz genau.

Der Notar fuhr fort:

„Die verstorbene Frau Bang bestimmt, daß Sie bei mir monatlich hundert Kronen abheben können.“

Karen sah glücklich und dankbar aus.

Der Notar fuhr fort: „Doch ist die Auszahlung mit einer Bedingung verknüpft. Sie müssen den Kater der Verstorbenen, Judas genannt, pflegen. Nach seinem Tod wird die monatliche Summe auf die Hälfte herabgesetzt. Der Rest geht an die Gemeinde.“

Karen sah nicht mehr glücklich aus.

Der Notar schlug die Akten zusammen.

„Dann müssen Sie ihn suchen, wenn Sie die hundert Kronen haben wollen. Judas muß bei jeder Auszahlung hier vorgezeigt werden.“

„Wie soll ich ihn denn hierher schleppen?“ zischte Karen.

„Das ist Ihre Sache. Nehmen wir an, Judas sei gestorben, und begnügen Sie sich mit fünfzig Kronen.“

Karen murmelte etwas von Albernheit, aber der Notar war schon in andere Akten vertieft, und Karen mußte verschwinden.

Es dauerte nicht allzulange, bis die ganze Stadt die Testamentsbestimmung betreffs Judas kannte. Man konstatierte auch bald, daß Karen das Tier eingekauft hatte und daß es nach einigen Tagen erklärlichen Wahnwitzes neben seinem Quälgeist auf dem Fensterbrett lag und schnurrte.

Die Vorübergehenden lächelten, und als Karen zum erstenmal mit Judas in einem verschlossenen Korb durch die Straßen ging, drückten sie sich alle Nasen platt an den Fensterscheiben.

Die Sache mit dem Korb war nicht so einfach gewesen. Es war, als ob alle Tritte und Kaltwassergüsse, mit denen Judas früher von Karen so reichlich bedacht worden war, plötzlich in seine Erinnerung traten, und als ob all die Fürsorge, die er in den letzten Wochen erfahren hatte, vergessen sei. Er septe sich jedenfalls kräftig zur Wehr, und Karens dicke rote Arme trugen deutliche Merkmale davon. Aber in den Korb kam er schließlich doch.

Als Karen in das Büro des Notars trat, ging dieser ans Fenster. Aus seinem grauen Bart sprang ein glühendes Lachen, er mußte wohl etwas sehr Komisches auf der Straße entdeckt haben. Dann wandte er sich Karen zu und war wieder ganz ernst.

„Ach so, die hundert Kronen. Sie haben doch Judas mit?“

„Ja“, antwortete Karen wütend. „Aber leicht war es nicht! Bitte schön!“

Und sie wies auf ihre Arme.

Der Notar lachte. „Er hat ja viel Prügel bekommen. Wenn ich noch daran denke, als er damals wie eine Rakete angestiegen kam. Na also, wie sieht er denn aus?“

„Ich traue mich nicht den Korb aufzumachen — wenn er rauskommt, kriege ich ihn nicht wieder rein; hier wo er fremd ist.“

„Ich guck also nur durch.“

Und der Notar hob den Dedel und sah in ein paar angsterfüllte, smaragdgrüne Augen.

„Sieht ja richtig fein aus“, konstatierte er. „Sie pflegen ihn wohl ordentlich?“

„Na und ob! Wäre ja schön dumm, wenn ich es nicht täte“, meinte Karen. Und der Notar gab ihr recht. So bekam sie denn die hundert Kronen und ging mit Judas nach Hause.

Monate vergingen — Karen erschien jeden Ersten mit Judas, der sich an diesen Transport gewöhnt hatte. Allmählich verloren die Leute das Interesse an Karen und Judas, und der Notar sah kaum noch in den Korb.

Jahre vergingen, drei, vier, fünf. Und Judas wurde fetter und fauler. Mit Leichtigkeit bekam ihn Karen in den Korb. Manchmal blieb er noch zu Hause darin liegen.

Aber eines Tages verzichtete Judas auf seine Leberpastete. Karen schmierte sie ihm um den Bart, aber er ließ sie da stehen.

Vielleicht habe ich ihn übersättigt, dachte Karen.

Drei Tage fraß Judas nicht. Am vierten lag er steif und tot im Korb.

Karen trat der kalte Schweiß auf die Stirn. Dieses Biest! Das Beste hatte sie ihm gegeben, und so lohnte er es ihr.

Im Geiste sah sie sich schon als Wohltäterin der Armen, die Judas' Teil jetzt haben sollten. Aber sehr schnell war ihr auch klar, daß ihr diese Rolle nicht lag. Sie konnte das Geld selbst besser brauchen. Aber was tun? Na, es gab ja noch andere schwarze Kater. Einen neuen Judas? Natürlich nicht von hier. — Mit dem Bus zur nächsten Stadt. Wäre doch gelacht, wenn...

Karen handelte. Als es dunkelte, begrub sie Judas im Garten, und am nächsten Morgen fuhr sie mit ihrem Korb zur nächsten Stadt.

Der Erfolg war nicht ganz zufriedenstellend. Einen neuen Judas hatte sie freilich, aber so schwarz wie der alte war er nicht. Abgesehen davon, daß das Fell ins Rötliche ging, hatte er am linken Ohr einen weißen Fleck. Na, da konnte man ja nachhelfen, dachte Karen. Und mit Hilfe von Schmiercreme wurde der neue Judas schwarz und infolge des guten Essens hässlich.

Trotzdem war Karen etwas unruhig, als sie am nächsten Ersten zum Notar ging. Allerdings hatte er schon lange nicht mehr Judas angesehen. Aber man konnte nie wissen!

Doch es ging. Diesmal und alle anderen Male. Und Karen war stolz, einen Notar übers Ohr zu hauen.

Eines Tages las sie in der Zeitung, daß Notar Svenson seine Tätigkeit in die Hauptstadt verlegt hatte.

Vor dem neuen Notar zitterte Karen förmlich bei ihrem ersten Besuch. Wenn der nun Judas genau untersuchte? Sie

schelte angestrengt und zeigte sich von ihrer freundlichsten Seite — es konnte nie schaden.

Der neue Notar, ein ganz junger Mann, nickte nur und nahm die Akten hervor.

„Sie wünschen hundert Kronen? Bitte, wollen Sie quittieren?“

Inbessen hatte sich der neue Judas im Korb bewegt. „Haben Sie Hühner?“ fragt der Notar.

„Hühner!“ stichete Karen fast verächtlich. „Judas hab' ich doch.“

Und Karen erzählte alles. Daß sie nur fünfzig Kronen bekommen sollte, wenn Judas nicht mehr lebte.

Der Notar suchte in den Akten. Dann lachte er laut auf. „Kein Wort von einem Vater. Hier steht: Fräulein Karen Anderson bekommt bis an ihr Lebensende monatlich hundert Kronen.“

Karen war fassungslos. Bis ihr ein Licht aufging. Der alte Notar Svenson hatte sie übers Ohr gehauen, und zwar ganz gehörig. Sie sagte nichts, doch mit einem Gefühl von unendlicher Erleichterung verließ sie das Büro.

Kaum war sie auf die Straße gekommen, als sie den Korb mit Judas dem Zweiten öffnete, der mit einem graziösen Sprung verschwand.

Karen ging mit dem leeren Korb nach Hause. Eigentlich hätte sie ja glücklich sein müssen über das, was sie erfahren hatte. Aber das lag ihr nun einmal nicht. In ihrem Zimmer angekommen, murmelte sie: „So'n Judas!“

Ob sie damit den alten Judas meinte oder seinen Nachfolger oder gar den alten Notar, das wird ewig ungewiß bleiben. Aus dem Schwedischen überseht von Oskar Freye.

Der vielbegehrte Barisch.

Skizze von Johannes Heinrich Braach.

Jeder, der in der kleinen verträumten Stadt zur ehrfamen Gilde der Sportfischer gehörte, kannte ihn. Der Regierungsbaurat, der Pferde doktor, der Postverwalter, der Weinwaren händler, der Uhrmacher, der Bäcker aus der Burgstraße und etliche Arbeiter.

Man wußte, daß er durch Hochwasser in seinen jetzigen Aufenthaltsort — einen geschlossenen Bau in Ufernähe des Stromes — getrieben wurde, seine Behausung im Wurzelwerk einer abgestorbenen Weide hatte und häufig in ziemlicher Wassertiefe Beobachtungsfahrten durch sein Reich unternahm. Leider trocknete er den innigsten Bemühungen seiner Nachsteller. Einige wollten ihn schon an der Angel verpöten haben, aber zum regelrechten Zubeißen konnte ihn keiner bewegen: er widerstand den besten Lockmitteln und trug eine nicht gewöhnliche Prallheit von zwei Pfund mit Anstand und Würde. Wie der Richter seinen Lohr oder wie der Zimmergeselle seine weiße Hose und den zerbeulten Zylinder. Die schwarzen Streifen, die seine Seiten zierten, waren breiter als die gesunkenen Jöpfe der Jungfrau Agathe, die mit einem Kubikopf und einer uneigennütigen Neigung zum Nichtstun aus der Pension zurückgekehrt war.

Bei der in jeder Beziehung einwandfreien Pracht des Fisches war es natürlich, daß ihm mit Ausdauer nachgestellt wurde. Ihn zu gewinnen, ward Begier, wurde Verlangen, brennend wie der Wunsch des Jägers nach einem guten Bod. Wurde Ehrensache! Das Gespräch zwischen Petrijüngern drehte sich nur um diesen Kerl, der aller menschlichen Klugheit Hohn sprach, seine Freistigkeit mit Frechheit zeigte, unbedingt täglich eine tüchtige Anzahl verschiedener Gerichte vertilgen mußte und doch nicht zu bewegen war, das anzunehmen, was ihm liebende Hände und glühende Bitten vorsetzten.

Nach einem fruchtlosen Sommer hoffte man auf den Herbst und behauptete, daß die Erlangung des Barisches mehr bedeutete als der Fang von sieben Hechten. So war die Achtung vor seiner Hartnäckigkeit gestiegen. So hatte sein Ansehen zugenommen.

Als der Bäckermeister nach dem ersten kühlen Morgen mit dem Winkler loszog, befahl die Daheimgebliebenen Furcht. „Hoffentlich beißt er nicht“, dachten sie und brachten ihr Spinngerät in die Reihe.

Von dieser Zeit an war der Bau ununterbrochen von Anglern bestanden. Morgens von fünf bis sieben Uhr und gegen Abend kamen die Arbeiter; der Bäcker stellte sich nach dem Frühstück ein, der Doktor nach seinen Sprechstunden, wenn ihn nicht Patienten auswärts verlangten, und der Postverwalter an seinem freien Nachmittag, des Sonntags und häufig zur Stunde der abendlichen Dämmerung. Der Weinwarenhändler und der Uhrmacher stahlen sich verschiedenes, je nachdem sie Wetter und Wasserhältnisse für günstig erachteten, von Hause fort. Kein Sturm wurde gescheut und kein Regen gefürchtet. Einmal mußte sich doch der Hartnäckige vergebens und zuschnappen.

Man benutzte eine Sammlung deutscher, französischer, englischer Winkler und amerikanischer Holzspinner — vergebens. Angelen zwei am Wasser, so beargwöhnte jeder den Anbiss, den

der andere zu verzeichnen hatte, und fürchtete beim geringsten nachbarlichen Anschlag, daß jetzt der Erschute am Tageslicht kommen würde.

Als wieder die für den Barischfang günstige Jahreszeit noch die jetzt für den Stachelstossigen angebrachten Köder Erfolge brachten, griff der immer zum Wechseln geneigte Uhrmacher zurück zum Regenwurm; der Bäcker versuchte es mit Karaschen, und der Regierungsbaurat glaubte den Räuber mit einer für Karpfen ausgezeichneten, aber für Barische unmöglichen Mischung von Lebkuchen und Weißbrot bewegen zu dürfen, Sehnsucht nach seinem Fisch zu bekommen.

Alle Mühe war umsonst.

Andere Fische ruderten fröhlich und flott aus dem Wasser und tustchten ins Tragnetz. Nur der Barisch wollte nicht hinein. Weil er ein Gerissener war, wie Peter Dress, der Drechsler, behauptete; weil er in der Jugend schlechte Bekanntschaft mit menschlichen Händen gemacht hatte, wie der Postverwalter weise auszusprechen geruhte; weil er ein Lummel war, wie der Weinwarenhändler schimpfte; weil ihm der Satan den Nachen gefeiert, wie der Doktor fluchte — und . . . weil er überhaupt nicht mehr im Bau war. Wirklich! — Wehe um die Erkenntnis, die nach langer Anstrengung Anhänger gewann und Reid erweckte, Verdacht und Argwohn. Wer mochte die Herrlichkeit herausgezogen haben? Die erklärte Trophäe des Jahres. Eine Schande, den Fang nicht einzugehen! Sich in stiller Erhabenheit zu gefallen. Andere an der Nase herumzuführen, damit sie noch länger sich um eine erbeigete Angelegenheit bemühten.

„Ich habe erfahren, daß Sie den Gestackelten erwischt haben?“ sagte der Postverwalter zum Regierungsbaurat.

„Wer? — Ich? — Unsim! — Aber Sie geben sich den Schein der Unschuld, weil er bei Ihnen in den Kochtopf wanderte!“

„Gern — offen gestanden, gern hätte ich den Fisch darin gesehen. Aber es ging nicht; bestimmt nicht. Also — Ihnen hat er nicht an der Schnur gehangen?“

Der Baurat wandte sich ab. „Nein — ich habe es schon gesagt.“ Für ihn stand es fest, daß der Postverwalter die Beute ergattert hatte.

„Wenn Sie nicht bekennen, daß Sie den Didbauchigen nach Hause getragen haben, verreckt Ihr Spaniel bei der nächsten Krenche.“ — Mit dieser Drohung versuchte der Tierarzt auf den Bäckermeister einen Zwang auszuüben.

„Ich? — Nein. Aber ich glaube, wenn Sie den alten Zeitler, den Maurerpolier, der am Sonnabend einen sechspfündigen Döbel aus Ufer zog und aus Nachlässigkeit wieder ins Wasser spazieren ließ, angehen, dann wird er Ihnen verraten, was er mir gegenüber leugnete. Ich wetze, der Wauer hat dem Barisch den Schwanz mit Salz bestreut. Der — oder höchstensfalls der Weinwarenhändler. Dem liegt die Geheimnisträumerei wie dem Dachs das Bodenschneefeln. Der Uhrmacher kommt nicht in Betracht. Maulhalten ist für ihn eine fremde Sache. Wenn er den Schwarzgrünen gegabelt hätte, würde er so lange herumgeschrien und getrunken haben, bis sein Erfolg im Amtsblatt gestanden hätte. Und dann — dann wäre er überhaupt nicht mehr nüchtern geworden. Wie gesagt, Herr Doktor, Petrus hat mir manchen Gefallen erwiesen, den Barisch aber — diese erhabene Wichtigkeit — hat er mir nicht beiseite.“

Das Gerede über den Vermissten hörte nicht auf. Die Umhorderei nahm zu, und Vermutungen wurden an Vermutungen gereiht; mit dem gleichen Ergebnis, wie vorher das Ansehen auf den Barisch. Jeder Schluß, der gezogen wurde, erwies sich als Trug. Die Fahrten verliefen sich und ließen nichts übrig als Verdächtigungen, die keinen Halt hatten. Das Rätsel fand keine Lösung. Der Barisch war verschwunden. Unumstößlich. Wie er aber aus dem Bau geraten war, das blieb Geheimnis.

Nur einer wußte Bescheid! Ein Fischer aus Laune und Gelegenheit; sozusagen ein Außenseiter. Zum mindesten ein Schwarzfischer. Eine Genehmigung zur Ausübung des Sports befaß er nicht, noch weniger einen gestempelten Schein. Eines Nachts spürte er aus seiner waldlichen Behausung zum Strom, erspähte den Barisch und dachte: „hm — hm — nicht übel; der Flossenträger wäre eine Abwechslung — hm, hm — eine vorzügliche Unterbrechung in der ewigen Fleisch- und Gemüsefresserei. Ein Festmahl. Auch wäre er gerade groß genug, um den mörderischen Hunger zu stillen. Wenn mir heute morgen nicht die Krakeleerische, die alte Jäsin, einen Fang vor der Nase weggetrommelt hätte, dann würde ich wegen des Rahverdens den Versuch, eine Schlederei zu erfassen, aufgeben. Aber so — jawohl — und Fisch — hm —“

Keine Leuchte, der spitzschnauzige Schleicher, duckte sich lauend und machte einen Satz. Er plumpste ins Wasser, daß ihm das Fell schauerte.

Als er wieder auftauchte, trug er im Fang den Begehrten und verzehrte ihn auf der Stelle.